

# Corona: Unser Standpunkt

**Die Corona-Gesundheitskrise hat ans Licht gezerrt, was bereits seit Jahren im Argen liegt: Die Ökonomisierung der Pflege und die «Lean Management»-Logik verkennen den Wert der Pflegearbeit, vertreiben Menschen aus ihrem Beruf, verlagern Kosten dorthin, wo Profite erzielt werden können, und verhindern eine vorausschauende Lagerhaltung. Den Preis dafür tragen wir als Gesellschaft. So oder so.**

Wer in die Pflege einsteigt, liebt seinen Beruf. Aber die Bedingungen sind prekär. Der Schichtdienst hängt an. Auch wenn er nicht mit Familie vereinbart werden muss. Frauen und Männer in der Pflege tragen eine grosse Verantwortung, wenn sie Symptome richtig erkennen, Assistenzärzt\*innen zu Aktionen bewegen, Sterbende begleiten müssen. Das alles unter grossem Zeitdruck, bei tiefem Lohn und wenig Anerkennung. Viele steigen aus. Zu viele. Diesen Frühling fehlten 11 000 Pflegefachpersonen.

## Fallpauschalen und der Aberglaube an die Effizienz

2012 kamen die Fallpauschalen und der Glaube an die Effizienz betriebswirtschaftlich strukturierter Prozessabläufe. Leitungspersonen wurden frühzeitig in Rente geschickt oder innerbetrieblich umdisponiert, viele sind ausgestiegen. Wegen der zunehmenden Bürokratie und dem daraus entstehenden Unmut. Weil die

Zeit für eine sichere, geschweige denn gute Pflege fehlte, weil beim Personal gekürzt wurde.

## Spardruck und Bürokratie

Direkt am Bett spürt man den Spardruck unmittelbar. Alles muss schneller gehen, günstiger sein. Wirtschaftlichkeit und Kostenfaktoren stehen im Vordergrund und nicht die Gesundheit. Immer mehr muss dokumentiert werden, davon hängt auch die Zahl der bewilligten Stellen ab. Ein grotesker Widerspruch: weniger Zeit für direkte Pflege, da es wichtiger ist, festzuhalten, wie oft die Urinflasche gereicht wurde, da diese Handlung verrechnet werden kann. Wird das nicht dokumentiert, schlussfolgert das Management, dass es weniger Personal braucht. Ein kranker Teufelskreis.

Es ist bekannt, dass Pflegequalität und Patient\*innensicherheit von genügend Pflegefachpersonen abhängig sind. Mehr Sicherheit für die Patient\*innen bedeutet weniger Wiedereintritte, da so Komplikationen, fehlende Informationen und Instruktionen beim Spitalaustritt vermieden werden können. Zudem führt dies zu kürzeren Spitalaufenthalten und tieferen Infektionsraten. Dafür brauchen die Pflegefachfrauen aber mehr Zeit für Gespräche mit den Patient\*innen, über das Leben, die Krankheit, das Sterben

und die Ängste.

## Keine Wirtschaft ohne Care-Arbeit

Aber diese personenbezogenen Dienstleistungen sind und bleiben zeitintensiv. Wir müssen uns als Gesellschaft fragen: Wie sieht ein gutes Leben auch im Alter und bei Krankheit aus? Was braucht es für ein würdevolles Sterben und was darf das kosten? Wie wollen wir diese Arbeit organisieren und vor allem auch bezahlen? Diese Fragen waren schon vor der Krise offenkundig. Und sie sind eng verknüpft mit der Gleichstellungsfrage, da mehrheitlich Frauen im Niedriglohn-Care-Sektor arbeiten. Im Care-Bereich arbeiten alle entweder zu billig oder gratis. Dank der Krise haben jetzt wohl alle begriffen, dass diese Berufe systemrelevant und folglich unverzichtbar sind. Ohne die bezahlte und unbezahlte Care-Arbeit funktioniert der Rest der Wirtschaft nicht; und wenn der Rest der Wirtschaft im Lockdown ist, wird hier weitergearbeitet. Da realisierte wohl manch gut bezahlter Manager im Homeoffice, wie zweitrangig seine Arbeit im Grunde ist. Die Gesellschaft weltweit hat es begriffen und zurückgegeben, was sie konnte: Klatschen auf den Balkonen und Anerkennung von allen Seiten. Aber Klatschen reicht nicht. Diese Arbeit muss sich lohnen. Auch und gerade, wenn man sie in Teilzeit ausübt.

## Gesundheit ist keine Ware

Geht es aber um höhere Löhne für das Pflegefachpersonal, tönt es rasch zurück: Dann werden die Krankenkassenprämien noch mehr steigen. Ein Killerargument, das zudem so falsch ist. Die grössten Kostentreiber sind die Spezialärzt\*innen, Medikamente, ambulante Behandlungen, hohe Managerlöhne.

Wir müssen endlich anerkennen, dass die systemrelevanten Berufe einen Preis haben, den wir zahlen müssen. Mit dem Abzug des Managements aus dem Care-Sektor, der Rücknahme der Fallpauschalen und dem Wechsel hin zur Bedarfsfinanzierung, wie es das Care-Manifest fordert, wäre jetzt der richtige Moment, einen entscheidenden Schritt zu tun, um der Pflegearbeit ihren gerechten Wert zu geben. Gesundheit ist keine Ware, Care-Arbeit ein Dienst für alle. In einer Pandemie und immer.

**Nadine Deringer und Dayana Mordasini**



So gut es geht: Nadine Deringer in selbstgebastelter Schutzkleidung an ihrem Arbeitsort.

# Im Gespräch mit Nadine Deringer

Nadine Deringer, Pflegefachfrau und selbständige Shiatsu-Therapeutin, ist Mitbegründerin des Vereins *Laudes infantis*, der vor 20 Jahren in den Armenenvierteln Bogotas ein Tauschhandelssystem aufgebaut hat, und Vorstandsmitglied von *KOMPAS*, einem Verein, der Komplementärtherapien für Menschen ohne Zusatzversicherung anbietet.

## Du bist im März an Covid-19 erkrankt. Wie geht es dir heute?

Es geht mir wieder besser. Nach sieben Wochen kam mein Geschmacksinn zurück. Ich habe auf einer Velotour Gülle gerochen. Und mich darüber gefreut.

## Wie hast du die Krise als selbständige Shiatsu-Therapeutin wirtschaftlich überstanden?

Ich konnte Ende April im Zuge der ersten Lockerung wieder arbeiten. Zwischenzeitlich erhöhte ich mein Pensum im Hospiz, wo sie froh um zusätzliche Arbeitskräfte waren. Gleichzeitig habe ich eine unglaubliche Solidarität und finanzielle Unterstützung von meinen Klient\*innen erfahren.

## Was beschäftigt dich gerade?

Aktuell bin ich etwas hoffnungslos, was die Forderungen aus dem Pflegebereich angeht. Zusammen mit anderen habe ich mich bei der Gesundheitskommission des Ständerats in einem Brief für bessere Löhne des Pflegefachpersonals stark gemacht. In einer ersten Antwort hat mir eines ihrer Mitglieder Interesse signalisiert und mich nach den konkreten Vorstellungen gefragt. Wenige Tage später lese ich im «Blick» ein Zitat von derselben Person, dass bei höheren Löhnen einfach die Krankenkassenprämien steigen werden. Das ist zu eindimensional gedacht.

## Wie bist du vor 20 Jahren politisiert worden?

Ganz klar durch Erika Ziltener, die damals für die SP im Kantonsrat sass. Wir arbeiteten zusammen am Unispital. Von ihr durfte ich lernen, hinzustehen, für meinen Berufsstand einzutreten und auch dem Chefarzt kritische Fragen zu stellen. Dann natürlich durch den grossen Streik im Mai 2000. Das Zürcher Pflegefachpersonal hat während drei Tagen zuerst zwei, dann vier, dann acht Stunden die Arbeit niedergelegt. Der Streik wurde breit getragen und durch die «Aktion G'sundi G'sundheitspolitik» organisiert. Die Forderungen waren eine neue Berufsbe-



zeichnung und Lohnanpassungen. Es wurde per Gerichtsentscheid im Rahmen einer Diskriminierungsklage festgehalten, dass unser Beruf bezüglich Verantwortung, Belastung und Schichtarbeit mit dem einer Polizist\*in zu vergleichen ist. Wir kamen dann in Lohnstufe 14 inklusive Lohnnachzahlungen über die letzten fünf Jahre. Allerdings ohne automatischen Lohnstufenanstieg, ich habe seit 10 Jahren denselben Lohn.

## Was verbindet dich mit der AL?

Die AL steht mir klar am nächsten mit ihren Anliegen. Ich spende seit ein paar Jahren, aber Mitglied bin ich noch nicht. Parteizugehörigkeit war bisher kein Thema. Die Vorstellung aktiv in einer Partei zu sein, war mir zu viel. Aber im Bereich Gesundheitswesen oder im Umgang mit geflüchteten Menschen und bei allen sozialpolitischen Themen fühle ich mich der AL nahe.

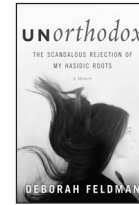
## Du hast schon für die AL kandidiert. Wäre ein politisches Amt etwas für dich?

Ich wurde von einem Gemeinderat in Erlenbach angefragt, als AL-Kandidatin zu kandidieren. Ich bin nicht angetreten. Ich denke, mir käme vieles zu nahe. Zum Beispiel die Flüchtlingsthematik, da bin ich zu verzweifelt über die weltweite Situation.

Aber ich möchte Zeit in die berufspolitische Arbeit investieren, ich könnte sonst nicht im Pflegeberuf bleiben. Mögliche Veränderungen zu erreichen, ist momentan das Einzige, was mich motiviert. Es geht uns alle an, es sind gesellschaftliche Fragestellungen. Da ich teilprozentig arbeite, kann ich mir Zeit dafür nehmen. Ich werde auch an den Sitzungen der AL-Gesundheitsgruppe teilnehmen.

**Interview: Dayana Mordasini**

# AL-Serientipp



## Melanie Berner empfiehlt: «unorthodox».

Für ein bisschen Ablenkung während des Veranstaltungsverbots sorgte die deutsch-amerikanische Mini-Serie «unorthodox». Sie umfasst vier Episoden à ca. 55 Minuten und basiert lose auf dem 2012 erschienen Buch «Unorthodox» von Deborah Feldman. Erzählt wird die Geschichte der jungen Esty, Mitglied einer ultra-orthodoxen jüdischen Gemeinde in New York. Esty ist nicht glücklich. Sie verlässt ihren Mann und flüchtet nach Berlin. Ihr Mann, begleitet von seinem Cousin, reist ihr allerdings hinterher, um sie zurückzuholen.

Die Geschichte ist dramaturgisch geschickt inszeniert. Sie gab aber auch Anlass zur Kritik. So wurde bemängelt, es bestehe die Gefahr, dass der/die unkritische Zuschauer\*in Fehlinformationen über die jüdische Religion ableite. Darum sei an dieser Stelle betont, dass die dargestellte Lebenswelt von Esty keinesfalls als Beispiel für die jüdische Religion gesehen werden darf.



## Marco Toscano empfiehlt: «The Last Dance».

Politik in einer ESPN-Hochglanz-Serie über Michael Jordan, den Über-Sportler und Vorbild für alle jene, die «es schaffen wollen»? Absichtlich oder nicht, die als Mini-Serie produzierte Dokumentation gibt Einblick in die kapitalistischen Kontexte und Mechanismen, die eine solche Karriere erst produzieren. Sie zeigt nicht nur die individualistische Arbeitsethik und kompetitive Besessenheit ihres Helden, sondern stellt den Schwarzen Jungen aus kleinbürgerlichen Verhältnissen neben zwei andere Schwarze männliche Protagonisten: Scottie Pippen und Dennis Rodman – mit anderen Voraussetzungen und anderen «Karrieren». Jordans Erfolg ist mit Markenaufbau und dem Sendungsbewusstsein der «Americana» wesentlich verstrickt. Doch dann ist da die Frage, ob ein Schwarzer Mann in den USA sich als unpolitisch verstehen und bloss Karriereziele verfolgen kann. Und nicht zuletzt wird sichtbar, wie im Narrativ des talentierten und erfolgreichen Vorbilds, das alles richtig macht und doch nicht erlöst wird, Frauen nur als Mütter thematisiert werden dürfen.